

Beim blauen Dunst einer Havanna

die wohlmundende Filmimporte: „Ein Amerikaner in Paris“

Manchmal, wenn der blaue Dunst einer Havanna mich dazu verführt, lehne ich mich im Sessel zurück und träume. Dann steigt eine Erinnerung vor mir auf an ein Erlebnis, das ich im Jahre 1935 hatte. Es war in London. In einem Kino bei Picadilly-Zirkus, dessen Namen ich vergessen habe.

Ich sage „Erlebnis“, aber kann ein Film überhaupt echtes Erlebnis sein? Ist der Film nicht ein Abklatsch des Lebens? Ist er nicht, genauer gesagt, nur der Abklatsch eines Theaters, das man eigens macht, um es zu kurbeln? Ach, ich stelle immer wieder fest, das die meisten Menschen aus einem echten Erlebnis, das sie haben, furchtbar wenig machen. Sie scheinen nicht mehr fähig dazu zu sein. Eben deshalb flüchten sie sich in die Kinos, um etwas zu „erleben“.

Damals also hatte ich einen ermüdenden Bummel durch Londoner Straßen gemacht und mich in eines von Lyons Corner-Houses geflüchtet, wo man vorzüglichen Tee und kleine runde Erdbeertörtchen mit Sahne bekommt. So ein wenig gestärkt, nahm ich meinen Rundgang wieder auf und stand plötzlich vor einem Kino, das den Film „Store-House-Story“ (Warenhausgeschichte) ankündigte. Der Titel fesselte mich aus irgend einem Grunde und ich kaufte mir ein Billett.

So weit die echten Daten meines „Erlebnisses“. Danach nämlich versank alles in einem blauen Dunst, nicht einer Havanna, sondern eines Films, den ich — oder der mich — im genau rechten Augenblick erwischt hatte.

Eine kleine Verkäuferin mit Trinkaugen steht an einem Stand des Store-Houses und verkauft Kurzwaren. Sie macht Karriere und verkauft nun auf dem dritten Stock Stoffe. Man hält sie für brauchbar und läßt sie im siebenten Stock Damenhüte verkaufen. Im dreizehnten gibt es Parfüms, die ihr in die reizend geschwungenen Nasenflügel steigen. Folgt der 20. Stock mit Pelzen, und weiter und höher gehts mit Luxusartikeln und . . . Juwelen.

Diese Karriere macht der Kleinen Spaß. Sie wird auf der Basis ihres kleinen Gehalts anspruchsvoll. Sie bekommt Umgang mit reichen Leuten, die kaufen können, was sie wollen. Sie lernt den Neid. Sie darf Kleider vorführen. Aber alles bleibt nur geliehenes Leben. Leider ist sie nicht klug genug, sich das vor Augen zu halten. Sie ist verwirrt von dem Luxus, der ihr nicht gehört. Sie darf alles nur kosten. So wird sie ein wenig hysterisch. Eine Hybris der

Gefühle überkommt sie. Eines Tages ist ihr die Bluse zu eng. Sie braucht Luft, Luft. Sie springt in den Schnellzug zum 40. Stock, wechselt in den erbärmlich langsamen Paternoster zum 45., wo das Dachrestaurant ist — und noch eine Treppe — Hunderte von Augen weiten sich zum Entsetzen — sie reckt ihre Arme (wie bei Masereel) dem Licht entgegen und stürzt in die Tiefe.

Ich habe diesen meinen Filmtraum schon einmal erzählt, als Musterbeispiel für einen Revuefilm, der eine berechtigte Gattung ist, wenn sie ihren eigenen Gesetzen gehorcht. Der Film „Warenhausgeschichte“ war der schönste, und — logischste! — Revuefilm, den ich je gesehen habe.

★

Weshalb ich das erzähle?

Weil er mir in den Sinn kommt, als ich — wieder mit einer Havanna — vor dem hochgelobten und siebenmal Oscar-gepriesenen Film „Ein Amerikaner in Paris“ sitze. Wieder steigt der blaue Dunst auf, und ich lehne mich zurück.

„Ein Amerikaner in Paris“ — ein guter Titel.

Der Film ist farbig. Farbig bis bunt. Bunt manchmal bis zur Grellheit. Dann nämlich, wenn das Teufelsballett — gegen das Ende zu — tobt.

Drei Freunde sind in Paris, der arme Komponist, der arme Maler, der Song-Sänger. Sie wohnen „unter den Dächern von Paris“. Eine reiche Amerikanerin taucht auf, erkennt des Malers Talent und will ihn „machen“. Und dabei verliebt sie sich in ihn. Er aber — nun, er hat eine Verkäuferin gesehen . . . So ist er immer auf der Flucht vor der Reichen in die Arme der Armen. Diese (wir sind in einem Revuefilm) vermag ihre Gefühle kaum mit Worten, wohl aber in Tänzen zu offenbaren (ein entzückendes, märchenechtes Gleichnis!).

Der Komponist träumt von seinem großen Konzert, dirigiert es, spielt es, applaudiert sich selbst (dies ist ein guter Trick: ein echter Klaviervirtuose spielt den armen Komponisten, was eine ungeheure Dynamik in den Film bringt!), und der Sänger singt, doch hier liegt die tragische Note des Films: ihm hat die kleine Verkäuferin sich versprochen. Angstträume (in Ballettform) schütteln nun sie und den Maler, bis der Sänger alles errät und er

aus dem Leben des Mädchens und des Films verschwindet.

Der „Amerikaner in Paris“ ist Gene Kelly. Er nimmt in Paris viel Farbe von der Seine an, so daß er wundervoll gemixt erscheint. Nicht, daß er — als Typ — umschmisse (das tun auch die anderen nicht), aber er ist doch das mitt-

lere Rad, um das die anderen sich drehen. Der Sänger ist Georges Guetary, der in den Pariser Music-Halls Maurice Chevalier nacheifert. Komponist ist Oscar Levant. Das Zusammenleben dieser drei ist köstlich. In ihrem Dreieck stirbt aller Griesgram. Hinzu treten die zwei Frauen, die reiche (Nina Foch), und die arme (Leslie Caron), die, wie eine junge Dame meint, etwas dumm aussieht, deren Ausdrucksgewalt aber aus dem unschlanken, schönen Körper hervorspringt, sobald sie tanzt. (Hier tippt der Setzerlehrling mir auf die Schulter und sagt: „Sie schreiben zu viel, Herr Schaarwächter!“)

Ich könnte noch vieles schreiben, auch einiges einwenden. Der Film ist eine Fundgrube. Doch mögen andere weiter darin wühlen!